

Vor einem Jahr erschoss ein Amokläufer an einer Schule in Winnenden 15 Menschen. Es war eine ähnliche Katastrophe wie zuvor in Erfurt oder Emsdetten. Was macht sie mit Menschen, die sie überlebten? Wie geht das Leben weiter für die, die ihre Freunde sterben sahen?

Er steht auf einer Wiese, er dreht sich im Kreis, könnte jetzt in jede Richtung laufen, die Füße im weichen Gras, könnte rennen, sich retten, keine Türen, die ihm den Weg versperren, keine Schüsse, keine Schreie, kein Blut.

ANZEIGE

Er fühlt sich sicher an diesem Ort, an den er sich flüchtet, wenn die Bilder über ihn hereinbrechen, das Knallen und Sterben. Er ist hier oft seit der Therapie, ein fiktiver Ort, der nur in seinem Kopf existiert. Das Gefühl von Sicherheit ist etwas, das es seit jenem Freitag nicht mehr gibt in Pascals wirklichem Leben. Jenem Freitag im April vor acht Jahren, an dem ein Junge namens Robert Steinhäuser Pascals Schule betrat, schwarz verummt, und 16 Menschen erschoss, zuletzt sich selbst.

Ein kalter Winternachmittag, klare Luft in Jena, Pascal Mauf sitzt in einem Café in der Innenstadt, Studentenviertel, trinkt Filterkaffee, er verliert den Raum nicht aus dem Blick. Unruhig wandern seine Pupillen hin und her, zwischen Kaffeetassen und Kellnerin, ein junger Mann, 26 Jahre alt, schwarzumrandete Brille, Hemd und Jeans. "Hab schon lange nicht mehr drüber geredet", sagt er, "das letzte Mal ausführlich in der Psychotherapie."

Misstrauischer sei er geworden, sagt Pascal, "jedes Geräusch muss ich verorten". Ist es Geschirr, das da auf den Tisch knallt, oder sind es Schüsse? Woher kommt der Rettungswagen? Der Typ im schwarzen Mantel, was hat der vor? Pascal Mauf ist einer von vielen jungen Menschen, die Zeugen eines Amoklaufs wurden und nun mit den Folgen zurechtkommen müssen. Junge Menschen, die zur Schule fahren, sich an ihr Pult setzten, den Stift in die Hand nahmen und sich plötzlich in einem Massaker wiederfanden.

So war es 2002 bei Pascal am Erfurter Gutenberg-Gymnasium; so erlebte es Anna*, damals 15, im Jahr 2006 an der Geschwister-Scholl-Schule im westfälischen Emsdetten. So war es in Jokela, Finnland, und an der Virginia Tech University, USA. So war es auch vor einem Jahr bei Marie*, damals 16 Jahre alt, an der Albertville-Realschule in [Winnenden](#), wo bei einem Amoklauf 16 Menschen starben, 6 davon in ihrer Klasse. Auch ihre beste Freundin war dabei.

Vieles wird berichtet nach solchen Taten - über den Täter, seine Motive, über Waffengesetze und die Frage: Soll man Gewaltspiele verbieten? Nur: Was macht es mit einem Jugendlichen, der sieht, wie seine Lehrerin exekutiert wird? Wie gehen Schüler damit um, dass sie sahen, wie sechs Mitschüler sterben? Wie geht ein Leben weiter, wenn man erlebt hat, was Pascal erlebte?

"Manchmal ist es, als wäre ich gar nicht dabei gewesen."

Am Morgen des 26. April 2002 war es, da stieg Pascal Mauf, damals 18 Jahre alt, in seinem Wohnort nahe Erfurt in den Wagen und machte sich auf den Weg zur Schule. Es war der Tag seiner Abiturprüfung, er war nicht besonders aufgereggt, hatte gut gelernt für die Arbeit in Biologie. Im Kofferraum ein paar Flaschen Bier - nach der Prüfung wollten sie feiern am Gutenberg-Gymnasium, das hatte Pascal mit seinen Mitschülern so verabredet.

Er parkte nahe dem grauen Jugendstilgebäude mit den hohen Fenstern, das seit acht Jahren seine Schule war. Noch diese Arbeit überstehen, dann würde er das Abitur fast geschafft haben. Pascal plante eine Offizierslaufbahn.

Gegen acht Uhr teilte der Lehrer die Arbeiten aus. Pascal saß mit dem Rücken zur Wand, Raum 303, drei Stuhlreihen à fünf Bänke. Er kam gut mit den Aufgaben zurecht. Gegen elf Uhr hörte er die ersten Geräusche. "Wahrscheinlich Bauarbeiter", hatte er sich gedacht.

Wenige Minuten später wurde seine Lehrerin durch einen Schuss in den Kopf von Robert Steinhäuser getötet.

Sie hatte die Tür des Klassenraums geöffnet, um nachzusehen, woher der Lärm kam. Im selben Moment gab es einen Knall, erzählt Pascal, er habe Schießpulver gerochen, dann sei die Lehrerin rückwärts in die Klasse gefallen, eine Blutfontäne sei dabei aus ihrer Stirn geschossen.

Pascal erzählt mit eingefrorenem Gesichtsausdruck, er wirkt emotionslos in diesem Moment. Er weiß, dass er diese Wirkung auf andere hat, dass es oft aussieht, als wäre er kalt, würde nicht fühlen. Das Problem sei, dass er den Amoklauf wie einen Film vor sich sehe, sagt er. Unwirklich, unwahr. "Manchmal ist es, als wäre ich gar nicht dabei gewesen."

Er war dabei. Hat gesehen, wie ein anderer Lehrer die Leiche packte und in den Raum zog. Wie er ihr einen Pullover über den Kopf legte und der Blutfleck trotzdem größer wurde, sich ausbreitete zu einer Lache. Gemeinsam mit dem Lehrer und einem Mitschüler verbarrikadierte Pascal die Tür. Zwei Stunden lang war er eingeschlossen und hörte, wie im Korridor ein weiterer Lehrer im Sterben lag.

"Das war mit das Schlimmste für mich", sagt Pascal, "ihm nicht helfen zu können, dieses ‚Hilfe, Hilfe‘", immer zweimal habe er geschrien, in regelmäßigen Abständen. "Das höre ich noch immer", sagt Pascal, auch nach acht Jahren noch.

In einem grünen Kachelofen liegen die Erinnerungen

Allein in Deutschland gab es seit 2000 acht Amokläufe an Schulen. Nicht immer waren Tote dabei, aber jedes Mal Verletzte. Körperlich einige, seelisch Hunderte. Schüler wie Pascal, die zusehen mussten, wie Menschen starben. Die stundenlang eingeschlossen waren und Schüsse hörten, ohne zu wissen, was draußen vor sich ging. Schüler, die bei der Evakuierung durch das SEK über die Leichen ihrer Lehrer und Mitschüler steigen mussten. Schüler, die bedroht wurden oder angeschossen. Oder alles zusammen.

Die Schockerlebnisse bei einem Amoklauf sind so vielfältig wie ihre psychischen Folgen, und es gibt wohl niemanden in Deutschland, der sie besser kennt als Alina Wilms.

Sie ist Psychologin und Traumatherapeutin in Erfurt, ihre Praxis liegt in einer Jugendstilvilla unweit des Gutenberg-Gymnasiums, sie sagt: "Die Schüler leiden unter Flashbacks, sehen Bilder wieder und wieder, sie haben Konzentrationsstörungen, Verlustängste." Die Liste der psychischen Symptome, die nach einem Amoklauf bei Jugendlichen auftreten können, ist lang: "Schlafstörungen, Bindungsstörungen, Persönlichkeitsstörungen". Nach einem Schulmassaker liege die Psyche erst einmal in Trümmern.

Kurz nach dem Amoklauf war die Stadt Erfurt ins Chaos gefallen. Hunderte traumatisierte Schüler, Lehrer, Eltern gab es, und niemand wusste, wie man mit so einer Situation umgeht. "Es gab ja kein Konzept", sagt Alina Wilms, "es war der erste Schulmassenmord in Deutschland." Sie übernahm damals die Koordination der psychologischen Hilfe, bildete Therapeutenteams für Hunderte Traumatisierte, betreute selbst Dutzende Schüler aus verschiedenen Klassen. Ihre Praxis wurde zur Zentrale des Erfurter Traumas.

Sie geht hinüber zu einem grünen Kachelofen, der in der Ecke des Praxiszimmers steht, und öffnet die gusseiserne Tür: "Hier haben die Schüler ihre Erlebnisse abgelegt", sagt sie. Selbstgemalte Bilder, Stofftiere, Fotos von den Toten, Kleidungsstücke, die Schüler zum Tatzeitpunkt trugen, liegen dort.

Es ist der Versuch, dem Schrecken ein Symbol zu geben und dem Unfassbaren eine Form. Der Versuch, die Kontrolle zurückzugewinnen über die eigene Erinnerung, sie wegzuschließen und nur manchmal wieder hervorzuholen.

Man müsse sich das mal vorstellen, sagt Wilms: Jemand, mit dem man jahrelang zur Schule gegangen ist, der auf der Nachbarbank gesessen hat, mit auf Klassenfahrt war, wendet sich gegen einen und wird zum Mörder. "Da wird das Urvertrauen gestört", sagt Wilms. Das sei anders als bei einem Unfall, wo jemand versagt habe, oder bei einer Naturkatastrophe, wo man keinen Einfluss besitze. Das ganze Selbst- und Weltbild werde gestört.

Pascal beschreibt seine Gefühle nach der Tat so: "Es war, als wäre die Wirklichkeit vor meinen Augen wie eine Mauer zusammengestürzt und ich müsste sie aus winzigen Teilen wieder zusammenbauen." Zwar habe er die Leichen ja gesehen, als ihn die Männer vom SEK durch das Schulgebäude führten. Zwar seien nach der Tat relativ schnell die Fakten durchgesickert. Zwölf Lehrer: tot. Die Sekretärin: tot. Zwei Schüler und ein Polizist: tot. Robert Steinhäuser: ebenfalls tot.

"Aber dieses Ungeheuerliche", sagt er, "das Warum, das konnte ich nicht begreifen." Er hält inne, sagt: "Kann ich eigentlich noch heute nicht."

2. Teil: Die Trauma-Sucht zieht die Schüler an den Ort des Geschehens zurück

"Nach dem Schockerlebnis ist es wichtig, dass die Jugendlichen systematisiert verschiedene Phasen durchlaufen", sagt Alina Wilms, die Psychologin. Zunächst einmal: verstehen, was da überhaupt geschehen ist, dass es in der Vergangenheit liegt, beendet ist. Dann verstehen, dass sie in Sicherheit sind, und schließlich verstehen, dass in den nächsten Tagen, Wochen, Monaten die verschiedensten Schocksymptome auf sie zukommen werden.

Da war beispielsweise der Schüler, der durch die Stadt lief und Schweißausbrüche bekam, als er Menschen in schwarzer Kleidung sah. Da waren Schüler, die im Unterricht unter die Bänke sprangen, sobald jemand an die Tür klopfte. Oder der Junge, der im Auto saß, einen Knall hörte und aufs Wagendach stieg. "Darauf muss man sie vorbereiten, damit sie wissen, dass ihre Psyche nicht verrückt ist."

Pascal zog es nach dem Amoklauf immer wieder zur Schule. Schon am selben Abend bat er seinen Vater, ihn wieder hinzufahren. Er sagt: "Das war wie ein Magnet."

Als er an diesem Abend des 26. April an der Schule ankam, waren viele Menschen da, Kameraleute, Reporter, die die Kinder mit Fragen bedrängten, Mitschüler, Eltern. Die ersten Kerzen standen auf den Stufen des Schulgebäudes, Plüschtiere, Blumen lagen dort, und Pascal dachte: "Es duftet so schön", und gleichzeitig dachte er: "Es darf aber nicht duften."

"Erst als ich die Säрге sah, die Leichenwagen, die vom Schulhof rollten, da wusste ich: Das ist jetzt echt. Da sind deine Lehrer drin." Sein Vater musste ihn nach Hause bringen.

Zähflüssiger Brei aus Gegenwart und Vergangenheit

Alina Wilms sagt, dass viele nach so einem Ereignis gleich wieder zurückmüssen zum Ort des Geschehens, obwohl es aus therapeutischer Sicht noch viel zu früh sei. "Die Psyche versucht, durch die Wiederholung einen anderen Ausgang zu konstruieren." Trauma-Sucht nennt sie das. Wie bei Frauen, die immer wieder zu dem zurückgehen, der sie schlug.

Auch an den folgenden Tagen war Pascal wieder dort. Irgendwann wurde der Sog zur Schule so stark, dass er eine Entscheidung traf: Er bewarb sich um eine Zivildienststelle am Gutenberg-Gymnasium. Pascal wollte nicht mehr Offizier werden. Er wusste: "Niemals werde ich eine Waffe in die Hand nehmen."

Stattdessen nahm er die Stelle an der Schule, stattdessen suchte er die Konfrontation. Sortierte Kondolenzbriefe, kiloweise, begleitete Fünftklässler zur Therapie. Er habe damals jedes Gefühl für Zeit verloren. Stunden, Tage, Wochen wurden zu einem zähflüssigen Brei aus Gegenwart und Vergangenheit. Er begann eine Therapie. Er wusste zu jenem Zeitpunkt noch nicht, dass es sechs Jahre dauern würde, bis er wieder ohne Psychologen auskommen würde.

Auch Marie weiß noch nicht, was der Amoklauf mit ihr machen wird, es sei noch zu frisch, sagt sie, im Moment gehe es ihr ganz gut. Marie ist ein hübsches Mädchen, blonder Zopf, 17 Jahre alt. Sie sitzt an einem Tisch in einem der hell beleuchteten Räume des "Aktionsbündnisses Amoklauf Winnenden", einer Initiative von Eltern, deren Kinder beim Amoklauf starben. Neben ihr sitzt eine Freundin, Marie hat sie zur Unterstützung mitgebracht. "Falls es nicht mehr geht", sagt sie. Sie lacht viel während des Redens, man sieht ihr nicht an, was sie erlebt hat, als sie an diesem Tag zur Schule ging.

Es war der 11. März 2009, zweite Stunde, Mathe-Unterricht in der 10 d der Albertville-Realschule. Marie hatte am Tag zuvor ihre Hausaufgaben vergessen, sie hatte sie noch schnell nachgeholt, um sie am Anfang der Stunde beim Lehrer abzugeben. Nun setzte sie sich neben Steffi, ihre beste Freundin, eben, in der Pause, hatten sie noch zusammen Kuchen gegessen. Auch die anderen Schüler setzten sich, Selina und Nicole, Viktorija und Ibrahim und Jacqueline. Dann begann der Lärm: Wenige Minuten später würden sie alle tot sein, bis auf Marie, sechs Schüler, auch Mariess Freundin Steffi.

"Wir dachten noch, der Hausmeister macht an der Heizung rum", sagt Marie. "Amoklauf", rief jemand im Scherz.

Dann ging die Tür auf, es knallte, und Selina und Nicole kippten nach vorn. "Steffi dann auch", sagt Marie, "sie ist so komisch vor mich gerutscht, als wir auf dem Boden lagen." Sie macht eine Pause, dann sagt sie: "Die wurde hier getroffen", sie zeigt auf den Bauch, "und hier", der Nacken. Die Kugeln seien allesamt in Steffis Körper stecken geblieben, fast so, als habe sie Marie vor ihnen schützen wollen.

"Ich habe dann geschrien: 'Die Steffi ist getroffen'", sagt Marie, "ich dachte ja, sie würde noch leben." Deshalb ist sie auch nicht mitgerannt, als ihre Mitschüler aus dem Fenster, über die Feuerleiter nach draußen flüchteten. Deshalb hat sie Steffis Kopf zu sich gedreht und versucht, ihr Tee einzuflößen. "Weiß nicht, warum ich das gemacht habe", sie zieht die Schultern hoch, "da war sie ja schon lange tot", von fünf Querschlägern getroffen.

Wie von seiner Zwillingsschwester getrennt wird

Von den Tagen und Wochen danach weiß Marie nicht mehr viel. Am Abend nach der Tat, sagt sie, "da hatte ich das Blut von Steffi noch im Gesicht, am Hals, auf den Klamotten". Aber sie wollte nicht duschen, wollte das Letzte, was ihr von der Freundin geblieben war, behalten, bis sie jemand

unter die Dusche zwang und abseifte. "Es war nur Schock", sagt sie, "auch bei der Beerdigung von Steffi war ich noch nicht richtig traurig. Erst bei der von Nicole, da konnte ich weinen."

Mit 16 Jahren die beste Freundin zu verlieren, das muss sich in etwa so anfühlen, als würde man von seiner Zwillingsschwester getrennt und wüsste mit einem Mal nicht mehr, wie man allein lebt. "Wir haben einfach zusammengepasst", sagt Marie, "wir haben alles zusammen gemacht", über Jungs geredet, nach Stuttgart zum Shoppen gefahren, ständig haben die beiden telefoniert.

Marie schiebt ein kleines Fotobuch über den Tisch, sie blättert es auf, "das sind wir bei der Firmung"; das Bild zeigt zwei blonde Mädchen, sie haben Freundschaftsketten um den Hals, jedes ein halbes Herz. "Oder da", sagt Marie und blättert weiter: "Da waren wir im Urlaub in Österreich." Sie zeigt auf das nächste Bild: die beiden auf Klassenfahrt in Berlin vor dem Brandenburger Tor.

Kurz nach der Tat erzählte Marie jedem, dass Steffi eine Not-OP gehabt habe, dass sie getroffen wurde, ja, aber dass es ihr bald wieder gutgehen werde. Später dann, als sie verstand, dass das nicht wahr war, ging sie in Steffis Zimmer, suchte ihr Kleider für die Beerdigung aus, eine Strickjacke, Jeans und weiße Puma-Schuhe. Dazu nahm sie ein blaues Herzkissen für sie mit, Schminkzeug und Schmuck.

Marie fuhr mit den Eltern von Steffi ins Leichenschauhaus, wo sie aufgebahrt war. "Ich habe sie dort besucht", sagt Marie und lächelt dabei, und ein bisschen klingt es, als wäre sie noch immer dort. Sie umarmte sie. "Die Haut war so hart und kalt, und trotzdem wollte ich die Steffi nicht mehr loslassen." Auch bei der Beerdigung habe sie hinter dem offenen Sarg gestanden und Steffis Kopf gehalten. Loslassen, das schien Marie unmöglich.

3. Teil: Trauma nach dem Trauma

Alina Wilms, die Traumaexpertin aus Erfurt, sagt, dass sie viele der therapeutischen Entscheidungen, die in Winnenden getroffen wurden, nicht verstehen kann. Viel zu früh seien die Schüler an den Tatort zurückgekehrt, hätten sich an den Händen gehalten, gemeinsam geweint, zu einem Zeitpunkt, an dem die Seele unter Schock stand und noch nicht zum Trauern bereit war. Es gibt Theorien, die besagen, dass diese Trauerrituale kurz nach dem Schock gerade wichtig seien, um das Erlebte zu verarbeiten. Wilms hingegen vertritt die Auffassung, dass sich die Schüler dadurch nur zusätzlich mit den Erlebnissen der anderen belasten und noch tiefer in ihr Trauma fallen.

Wilms hat die Erfahrungen der Psychologen nach dem Massaker in Erfurt wissenschaftlich ausgewertet, ein Konzept, das man in Winnenden hätte nutzen können. Stattdessen habe es ein ähnliches Anfangschaos wie damals gegeben, sagt sie. Wieder habe man Horden von Helfern auf die Schüler losgelassen. "Wenn man nach so einem Schock gleich von Fremden angequatscht wird, hat das etwas Bedrohliches." Ein Trauma nach dem Trauma nennt Wilms das: "Danach wollen viele überhaupt keine Therapie mehr, obwohl sie sie dringend nötig hätten."

Auch Marie wollte nicht zum Psychologen. Ständig war sie von Helfern angesprochen worden: "Das war abschreckend, die haben mich bedrängt", sagt sie. Sie habe diese Fragerei gehasst, dieses "Wie geht es dir?", "Was fühlst du?" "Das nervte", sagt sie, "ich wollte nicht ständig über meine Gefühle reden."

"Ich kann den Leuten gut vorspielen, dass es mir gutgeht", sagt Marie. In Wirklichkeit aber sei es so, dass sie seit dem Amoklauf nicht mehr allein sein könne. "Wenn Mama weggeht, dann habe ich Schiss." Sie gerät oft in Panik, wenn sie im Haus Geräusche hört: "Dann gehe ich runter, mache

alle Lichter an und rufe jemanden an." Einmal dachte sie, jemand würde ihr vor dem Haus auflauern.

Und auch in den Nächten geht der Amoklauf nicht weg. Immer wieder träumt sie denselben Traum, von einem Mann, der in der S-Bahn auf sie zukommt und eine Waffe im Ärmel hat. Er zieht die Waffe, dann wacht sie auf. Letzte Nacht hatte sie einen anderen Traum. Sie sei in der Berufsschule gewesen, dort, wo sie seit ein paar Monaten ihre Ausbildung zur Bankkauffrau macht. Dann, plötzlich, habe sie jemanden schießen gehört.

Schuld ist für viele Überlebende ein quälendes Thema

Vor vier Monaten hat sie nun doch mit der Therapie begonnen, hauptsächlich, sagt sie, weil ihre Mutter sich Sorgen machte. Gerade spreche sie mit der Psychologin darüber, dass sie sich mit der Schwester vom Täter treffen wolle. Warum? "Na, um ihr mein Beileid auszudrücken. Ich glaube, sie denkt, dass jetzt alle sauer auf sie sind. Aber für mich ist der Hauptschuldige der Vater." Marie sagt, sie wolle bei der Verhandlung dabei sein, wenn es um die Frage gehe, ob der Vater von Tim K. verantwortlich für die Tat sei, weil er dem Sohn Zugang zu großkalibrigen Waffen gewährte. "Wahrscheinlich kommt der eh nicht ins Gefängnis."

Ihr Blick ist verändert, es ist der einzige Moment, in dem ihre Stimme bitter klingt: "Ich weiß, dass man so etwas nicht denken soll, aber manchmal wünsche ich mir, der Tim hätte einfach seinen Vater erschossen."

Schuld ist für viele Überlebende ein quälendes Thema: Ist es der Vater, der die Waffen im Haus lässt, oder ist es die Gesellschaft, die zu kalt ist, um das Wegrutschen einzelner Mitmenschen zu erkennen?

Auch Anna aus Emsdetten hat oft darüber nachgedacht, wer schuld sein könnte, dass Bastian B. an einem Montag im November 2006 die Geschwister-Scholl-Schule stürmte. Schuld daran, dass er Rauchbomben zündete und wahllos auf Schüler und Lehrer schoss. Anna war damals 15, sie stand auf dem Schulhof, große Pause, und mit einem Mal war überall gelber Rauch, so erzählt sie es. Schreiende Kinder kamen auf sie zugerannt, ein angeschossener Fünftklässler und dann dieser Junge in seinem langen, schwarzen Ledermantel, Gasmasken im Gesicht, Waffen in den Händen. "Wer macht denn so was?", fragt sie, "die Eltern müssen doch was bei ihrem Sohn gemerkt haben." Der habe doch sein ganzes Zimmer schwarz bemalt. Der habe nur noch schwarze Kleider getragen, merkwürdige Musik gehört und mit niemandem mehr geredet. "Da müssen die Eltern doch mal ihr Kind kontrollieren oder zumindest fragen, was es für Probleme hat."

Pascal Mauf, der Augenzeuge aus Erfurt, sagt: "Ich fühle mich schuldig, klar." Er habe Robert ja gekannt, er sei sein Mitschüler gewesen. Aber ihm sei nie etwas aufgefallen. Auch von dessen Neigung zu Waffen habe er nichts gewusst. Er habe in der Therapie oft versucht, einen Brief an Robert zu schreiben. Aber wie soll man das anfangen? "Lieber Robert' fällt aus", sagt er, "Hallo Robert' irgendwie auch." Er sagt: "Ich kann ihn nicht hassen, ich würde gern."

"Ich will keine beste Freundin mehr, alles kann so schnell vorbei sein"

In der Traumatherapie heißt es, dass ein Trauma bewältigt sei, wenn man es schaffe, das Erlebte ins eigene Leben zu integrieren. Wenn man Trauer empfinden könne, aber keine Angst mehr habe. Wenn man wisse: Der Amoklauf liegt in der Vergangenheit, und jetzt ist eine andere Zeit.

Manche studierten nach dem Amoklauf Psychologie, weil sie lernen wollten, wie man Traumatisierten hilft. Andere wollten zur Polizei. Pascal ging nach seiner Zivildienstzeit an der

Schule weg aus Erfurt, zum Studieren, erst nach Leipzig, dann nach Jena, die Distanz tat ihm gut. Er studiert auf Lehramt, ausgerechnet. Vielleicht möchte er Schüler auffangen, die so sind wie Robert Steinhäuser oder Tim K. "Ich will zuhören", sagt er, "einen sensibleren Umgang miteinander."

Pascal leert seine Kaffeetasse, "doch", sagt er, "eigentlich geht es mir heute ganz gut". Er komme seit einiger Zeit auch ohne Therapie zurecht. Er habe Strategien entwickelt, die ihm helfen, wenn die Erinnerung zu mächtig wird, die Wiese zum Beispiel, sein sicherer Ort. Er achte mehr auf kleine, schöne Dinge im Leben, sagt er, er schreibt, fotografiert. Er überlegt einen Moment, sagt: "Und ich plane nicht mehr langfristig." Der Glaube an die Zukunft ist etwas, das Robert Steinhäuser am 26. April ausgelöscht hat. "Wie kann ich wissen, dass es mich nicht noch einmal voll erwischt?"

Marie sagt, sie habe vor allem Angst davor, ihre Freundin zu vergessen. "Es erlischt schon", sagt sie, "kleine Sachen, die fallen mir schon jetzt nicht mehr ein." Deshalb rede sie viel über die Erinnerungen mit ihr, über die gemeinsamen Urlaube, die Schule, die Shoppingtouren nach Stuttgart. Deshalb besuche sie auch häufig Steffis Mutter.

Es wird dunkel in Winnenden, dieser schwäbischen Kleinstadt, Marie packt ihr Büchlein ein, mit den Fotos von ihrer Freundin, sie wird nach Stuttgart fahren, allein. Wird in die S-Bahn steigen, so wie sie es früher mit Steffi machte, wird durch die Fußgängerzone streifen, sich Kleider ansehen. Sie könnte das Mädchen mitnehmen, das sie zum Gespräch mitgebracht hat, eine Freundin.

Aber Marie sagt, es sei jetzt besser für sie, allein zu gehen: "Ich will keine beste Freundin mehr, alles kann so schnell vorbei sein, und ich weiß nicht, ob ich das noch mal verkrafte", sie macht sich auf den Weg, ein 17-jähriges Mädchen.